

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1929)
Heft: 3

Artikel: Racine und unsere Zeit
Autor: Weller, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Racine und unsere Zeit

von Karl Weller

Wie viele von uns einmal vor ihren Büchern standen und mit leeren Händen sich wegwandten, weil das neue und letzte Buch noch nicht geschrieben war, so hat vor dem Krieg eine europäische Generation dieses allen gemeinsame letzte Buch gesucht. Man glaubte nur noch durch eine dünne Scheidewand von der ersehnten neuen Welt getrennt zu sein. Und weil man viel gelitten hatte und nun endlich ihren Atemzug deutlich spürte, wurden alle von einem Taumel überschäumender Hoffnung gepackt, die in einer letzten leidenschaftlichen Gebärde das noch Zukünftige zur Gegenwart zwingen wollte. Es ist die Zeit, in der Léon Bloy seine glühenden Proteste schleudern mußte, weil er nicht mehr fassen konnte, daß das Kreuz von Golgatha nur zu einer neuen « poétique » des Menschen und nicht zu einer Erneuerung des Herzens geführt hatte, und in der Nikolaj Berdiajew die Aufforderung in die Welt warf, daß die Kunst endlich einmal zur Wirklichkeit schaffenden schöpferischen Kraft werden müsse. Diese Menschen erschauerten in der Erkenntnis: « Nous croyons, mais non pas substantiellement », ¹⁾ und in der Erwartung des letzten Durchbruchs ins Sein. Ihre Qual wurde zur lodernden Flamme einer Erlösungssehnsucht, deren Glut den Menschen zum Theurgen erhöhte. Nicht Vermessenheit ist es, die Berdiajew das Wort von der Theurgie als dem gott-menschlichen Schöpfertum von den Lippen riß, sondern ein leidenschaftlicher Wille nach Gewißheit, nach höchster Lebensfülle, die allein ihm das Sein bedeuten konnte.

Es ist nicht Willkür, wenn das Werk dieser beiden Männer nicht nur als persönlicher Ausdruck gewertet wird. Was hier für den Betrachter durch die Größe der Leidenschaft zur klaren Einsicht wird, ist in andern Werken als dieselbe Sehnsucht erkenntlich. Der Atem, der z. B. die Bücher von André Suarès durchweht, ist derselbe Drang nach Wirklichkeit. Was soll seine erahnte « tragédie parfaite » sein, in der Racine und Shakespeare zur Synthese verwachsen, wenn nicht jene erlösende theurgische Tat? Der Franzose, der als Künstler von dieser Sehnsucht

¹⁾ Léon Bloy, *Dans les Ténèbres*.

durchdrungen war, mußte sich mit der Gestalt seines Landes auseinandersetzen, die von den meisten als klarste und umfassendste Verkörperung nationaler Eigenart betrachtet wurde. Deshalb lesen wir 1911 in Henri Ghéons *Nos Directions* den Satz: « Qu'on y consente ou non, le cas Racine se pose devant nous, neuf, actuel, urgent, comme une question non encore résolue, à peine débrouillée... »

Es ist bekannt, wie das Urteil damals fiel. In der Erwartung einer schöpferischen Dauer konnte die Welt der Racine'schen Tragödie nicht bestehen. Es fehlte ihr kosmische Weite, Abgrund der Leidenschaft und Kraftfülle des sittlichen Ideals, und man sprach ihr alles Christliche ab.

Man konnte in ihr nur das Parfum einer heidnischen Vergangenheit erkennen, wenn vielleicht auch in melancholischer Tönung. Das Ganze wurde höchstens noch als ästhetische Forderung, als Form-Beispiel anerkannt. Racine war wohl ein genialer Monteur, aber kein schöpferisches Genie.

Mit diesem Urteil schienen auch die geistigen Grenzen zwischen Frankreich und dem nichtromanischen Europa, vor allem Deutschland zu fallen. Der Nichtromane, besonders der Deutsche, dem das Studium der französischen Literatur nicht nur eine akademische Angelegenheit war, sondern Aufgabe zur tieferen Erfassung seiner eigenen menschlichen Verpflichtung, hatte oft die beunruhigende Kraft Racines erfahren. Immer wieder blieb ihm dessen Werk unerschlossen, und es schienen jene recht zu behalten, die erklärten, daß Racine nur von einem Franzosen verstanden werden könne. An Racine zerschellte also jener Glaube, dem französische und deutsche Geistigkeit in die höhere Einheit des Geistes überhaupt eingingen. Diese lähmende Beunruhigung war nun durch die Tatsache, daß in Frankreich selbst das Werk Racines von geistig bedeutenden Persönlichkeiten als ungenügend erkannt wurde, beseitigt.

Die Wand, durch die man den Rhythmus des neuen Lebens zu hören glaubte, ist nicht durchbrochen worden. Wieder begann das Suchen nach der kulturellen Sendung des eigenen Volkes. Wieder klang Verzweiflung auf: « Wenn die Sendung meines Volkes eine wesentlich andere wäre als die der andern Völker, so wüßte ich nicht, wozu wir in Europa und auf Erden nebeneinander leben. »

Diese Worte stammen von Karl Voßler.¹⁾ Was herausklingt, ist nicht Rhetorik, sondern die Herbe sittlicher Verantwortung. Wenn dieser

¹⁾ Karl Voßler, *Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist*, Verlag der Bremer Presse 1926.

Gelehrte an seine Werkreihe ein Buch über Racine stellt, dann kann unsere Erwartung nicht enttäuscht werden.¹⁾ Denn wir wissen, daß es nicht die Leistung eines flüchtigen Eindrucks ist, sondern die eines ganzen Lebens. Was die Verneinung nicht zustande brachte, das ist zuletzt der Bejahung gelungen: Racine ist nicht mehr in erster Linie Franzose, sondern Mensch. Damit ist vielleicht etwas geschehen, was zutiefst Versöhnung bedeutet. Victor Girauds stolzer Satz, daß Racine als der Genius Frankreichs dem Fremden völlig unverständlich sei,²⁾ hat keine Gültigkeit mehr.

Mit welchem Wort erschließt uns Karl Voßler die Tragödien von Racine? Racine ist nicht der Sänger der Leidenschaften, sondern der Dichter des *Verzichts*. Solange man in ihm den Dichter der Leidenschaften sah, konnte man ihn nicht lesen, ohne an Shakespeare zu denken, und darum mußte er enttäuschen. Sieht man in ihm aber den Dichter des Verzichtes, dann erklingen seine Verse und die Seele ihrer Sprache offenbart sich. Ihre Einfachheit ist weder Armut noch bloßes ästhetisches Stilideal, sondern das Wesen selber. Um eine alte Formel anzuwenden, würde ich sagen, daß Racines Grunderfahrung die Sünde als das principium individuationis ist. Gerade was Racine gänzlich abgesprochen wurde, nämlich die christliche Lebenserfahrung, bestimmt jetzt seine Gebärde. Für ihn ist das Leben in echt christlichem Sinn ein Ringen um echte Demut, ein Reichwerden im Armwerden, ein Sichfinden im Sichverlieren. Er erkennt deshalb vor allem die Ähnlichkeit der Menschen und nicht ihre Verschiedenheit. Seinem Blick enthüllen sich die individuellen Unterschiede zuerst als Variationen der gemeinsamen Sünde. Und wie er in diesen vielen Gesichtern das einzige Sündenantlitz erkennt, so erkennt er in den von der Sünde befreiten Gesichtern das letzte Antlitz des Menschen als des Gottessohnes. Für Racine bedeutet die concupiscentia, die er vor allem in der Form der Geschlechtsliebe erfaßt, das «natürliche Verhängnis, und der Verzicht und die Entsagung die geistige Bestimmung der Menschheit.»

Damit bekommt die Formel vom Klassizismus als der Richtung zum Allgemeinen inbezug auf Racines Werk einen neuen Sinn. Es ist nun klar, warum seine dichterische Welt nicht den Reichtum an Individualitäten hat wie die der Renaissancebühne, denn sie erklärt sich als Folge der christlichen Forderung des Armwerdens. Wenn nun diese Eingesichtigkeit in *Phèdre* besonders deutlich wird, ist das nicht, wie

¹⁾ Jean Racine, Verlag Max Hueber, München 1926.

²⁾ Victor Giraud «La poésie de Racine», *Revue des Deux Mondes*, 15. Juli 1927.

François Mauriac noch meint – trotz seiner inneren Übereinstimmung mit Voßler – ein dichterischer Mangel, sondern Ausdruck der inneren Logik, mit der sich Racines Gesamtwerk entwickelt. In der Gestalt der Phèdre ist die Tragik des christlichen Menschen am umfassendsten zur Darstellung gelangt. Sie ist besessen von der concupiscentia und zugleich beseelt vom Drang nach Reinheit. Besessenheit und Reinheitssehnsucht machen unser aller Wesen aus. Weil diese beiden Kräfte in der Gestalt der Phèdre ihre höchsten Ausmaße erhalten, umfaßt sie auch alle andern Gestalten. Wenn Voßler diese von seinem Standpunkt aus, wie mir scheint, einzig richtige Erklärung nicht genügend hervorhebt, ist es deshalb, weil er diese Seite der Kritik nicht besonders berührt.

« In Phèdre lebt und wirkt die gesundeste, die ewige Art und Richtung unseres Wollens, der Wille zur Reinheit des Herzens. » (S. 122.) Wie schwer es dem Menschen fällt, diesen Willen als einziges Gesetz seines Lebens zu bejahen, zeigt sein letztes Werk *Athalie* noch einmal in aller Deutlichkeit. Noch einmal bäumt sich alle Besessenheit, die ganze dämonische Verstrickung des Ich auf. Nur weil Racine auch hier wieder die Tragik dieser Qual erlebte, war er fähig, « das Vorspiel zu dem gewaltigsten Stück der Menschheitsgeschichte, die ungeheuren Geburtswehen, durch die aus der Zerreißung des alten Bundes das Christentum sich Bahn bricht » (S. 140), zur Darstellung zu bringen. Das geschichtliche Bild ist auch hier Symbol seiner Seele (und unserer):

Les rois des nations, devant toi prosternés,
De tes pieds baisent la poussière;
Les peuples à l'envi marchent à ta lumière.
Heureux qui pour Sion d'une sainte ferveur
Sentira son âme embrasée!
Cieux, répandez votre rosée,
Et que la terre enfante son Sauveur!

Racines Werk ist die Forderung des Verzichtes auf alles Zeitliche um des Ewigen willen. « Aber eben das ist das Neue und Eigene an Racine, daß er keinen büßerischen, keinen mönchischen und mittelalterlichen Verzicht, keine vorsätzliche Abkehr von der Welt in Bausch und Bogen, keinen grundsätzlichen Bruch mit ihr meint und verkündigt, sondern Fall für Fall, langsam und leidend, sich aus ihr loszuwinden trachtet und daß seine Sehnsucht nach der Höhe keine Flügel, noch sonstigen Zaubermittel hat, sondern auf ehrlichen Menschenfüßen wandelt. Auf so schlichte Art nur adelt sie den Staub, auf den sie tritt. » (S. 42.)

Warum ist uns Racines Werk so schwer zugänglich geworden? Ich glaube nicht, wie Voßler, daß die französische, bzw. die deutsche Sprache das größte Hindernis ist. Nicht die Unübersetzlichkeit seiner Verse – und wären sie es z. B. für einen Hofmannsthal wirklich? – hat uns Racine verschlossen gehalten, sondern jene übersteigerte Erlösungssehnsucht, d. h. jener Zustand, gegen den Voßler schon früher sich erhoben hat und den er selber mit dem Ausdruck einer «sakramentalen und kultischen Magie» bezeichnet. Wenn er dem «unehrlichen Wortzauber, dem magischen Betrug, der sich in den heutigen Literaturen breitmacht», die «Wahrhaftigkeit und Schlichtheit» der *Bérénice* entgegenhält, dann bezeichnet er damit eben eine Folge jener gesteigerten religiösen Erwartung, die als solche echt und groß war, bei den Epigonen aber in ästhetischen Weihrauch verwandelt wurde. Sein Racine-Buch gehört zu den Abwehr-Werken unserer Zeit, die die Gefahr solcher Gefühlsschwelgerei erkannt haben und deshalb die Zeitgenossen zur Besinnung führen möchten. Es ist aus derselben Gesinnung heraus geschrieben worden wie das Racine-Buch von François Mauriac.¹⁾ Auch Mauriac verehrt in Racine die Konstanz des Läuterungswillens, den er in unserer Gegenwart, «die der Jugend Altäre errichtet und sie vergöttert», vermißt, und will einer «horrible race de vieux adolescents inconsolables» die Forderung Racines wieder laut werden lassen: Die Gewißheit, daß das Böse das zu hassende Böse ist, und daß es gilt, beharrlich ins geistige Leben einzudringen und keine noch an den Schmutz verhafteten Lebensparzellen hinter sich zu lassen. Daß es nicht angeht, ein anderer werden und doch derselbe bleiben zu wollen.

Das deutsche und das französische Racine-Buch werden aus einer Gesinnungsgemeinschaft heraus begriffen, aus der auch die Worte verständlich werden, mit denen Hugo von Hofmannsthal sich wieder zu Schiller bekennt: «Wir vermögen zu erkennen, die Masse, als sie (in diesem Sinn) von Schiller abfiel, warf sich dann auf die Wagnersche Musikdichtung; hier konnte jeder das dumpfe Trachten seines Innern hineinlegen, und jene eigentümliche Mischung des einsam Schwelgerischen mit dem melancholisch Sehnsüchtigen, die vielen von uns innewohnt, ins Ungeheure erweitern und sich ihr ohne Verantwortung hingeben. Vor einer Generation aber, für die dies wie jenes abgetan ist, hebt sich Schillers Gestalt neu und rein hervor, und sobald wir

¹⁾ François Mauriac *La vie de Jean Racine*, Paris, Plon, 1928; vgl. A. Gide, «Lettres à François Mauriac», *N. R. F.* 1. Juni 1928; Fr. Paulhan «Racine et la maîtrise de soi», *Revue universelle*, 15. Okt. 1926.

uns eine neue geistige Gegenwart aufrichten, können wir ihn nicht entbehren. »¹⁾

Man kann wohl unsere Zeit mit Erich Przywaras Ausdruck von der Wende zum Objektgedanken kennzeichnen.²⁾ Die Bedeutung des Pascal-Wortes: « C'est en vain, ô hommes, que vous cherchez dans vous-mêmes le remède à vos misères » ist wieder in ihrer ganzen Tiefe erfaßt worden, und damit auch der Sinn der Racine'schen Tragödie, welcher ist das Gesetz des Verzichtes, das auch Liebe heißt.

¹⁾ Hugo von Hofmannsthal *Schillers Selbstcharakteristik aus seinen Schriften*, Verlag der Bremer Presse, München 1926.

²⁾ P. Erich Przywara *Gott*, Oratorium-Verlag-München, 1926.